

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

*IM ANGLO-AMERIKANISCHEN ZOO*

OLAF GULBRANSEN 43

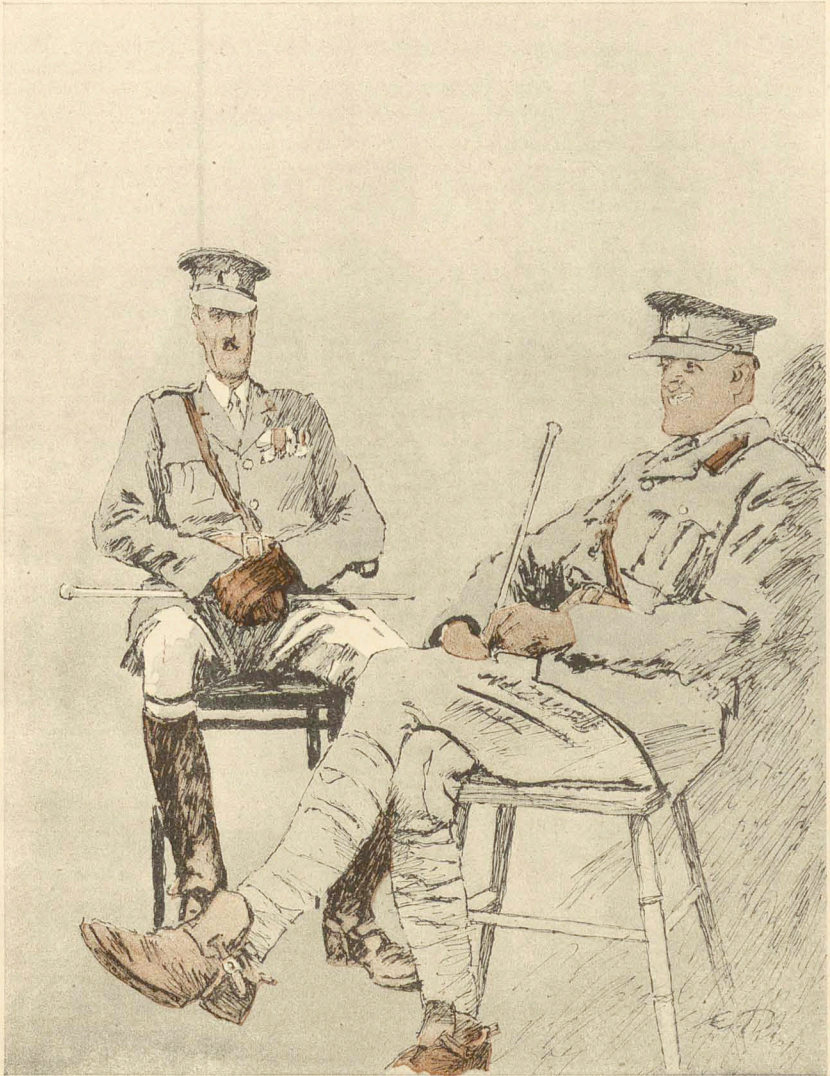


„Ich weiß nicht, der Geier schaut mich so merkwürdig an, er wird doch nicht eines Tages Appetit auf mich bekommen!“

Nello Zoo anglo-americano: "Non so, quiet' avvoltoio mi fissa in modo sì strano. Non sentirà mica un giorno bramosia di me?.."







„Ist der Wachposten auch zuverlässig?“ — „Das will ich meinen. Der ist nicht einmal während der dreistündigen Rede Churchills eingeschlafen!“

La prova: „Ma c'è poi da fidarsi di questa sentinella?“, — “Lo credo bene; non s'è addormentata nemmeno durante il discorso di tre ore di Churchill!,”

# MONDABEND

VON WILHELM PLEYER

Wenn der Nebel weiß auf den Wiesen schwimmt  
Und der Mond glüht golden überm Wald —  
Aus dem Dämmer sehn dich Augen an  
Aller Frauen, die du sehr geliebt.

Fern im Osten war's, dunkel stand ein Baum,  
Dunkle Föhre in den Wiesen weit;  
Grillen zirzten heiß aus dem Abendtau,  
Überm Walde stand der kühle Mond.

Aus der Roggenfur eine Wadstel adlig,  
Dampfes Trommel läßt' ich des Galoppo's  
Zweiter Reiter schwarz, durch die Nebelmildt,  
Und orangen war der Himmelsrand.

Schwärz der Birkenwald unterm Mondengold,  
Überm Wisenenebel schwar der Wald.  
Dunkle Augen sahn aus der Dämmerung,  
Waren nah um midt und sahn mich an.

Und ich sang der Nacht und des Lebens Lob,  
Sang hinüber . . . ja, ich käme bald . . .  
Weil der Nebel weiß auf den Wiesen wolt  
Und der Mond stand gülden überm Wald.

## DER GRUNDHECHT

VON FREDRIK HJÄLM

Unter den Gästen der Pension „Seelust“ waren auch einige Sportangler. Eine kleine Schar von Männern, die seit ihrer Ankunft Morgen für Morgen in aller Hergottsfürhe hinausging an den See, um nach dem riesenhaften Grundhecht zu fischen, der dort sein Wesen treiben sollte. Der feierliche Ernst aber und die unermüdete Geduld, mit der sie es taten, brachte Pettersson auf die Idee, sich einen Spaß zu erlauben.

Su suchte er Lundberg auf, den ihm betreuenden Schullehrer des Ortes, um ihn in den Plan einzuzweißen. Lundberg, von seinen Jüngern her an allerhand Unlug gewöhnt, war dann auch kein Spielverderber; schmunzelnd hörte er zu und versprach mitzumachen.

Woraufhin Pettersson eiligst zur Pension zurückkehrte. Außer Luft und Atem stürzte er ins Frühstückszimmer.

„Denkt euch nur, was ich erlebt habel“ rief er den verduztten Sportkameraden zu.

„Setzte ich mich doch vorhin an den See, um vor dem Frühstück noch ein wenig zu fischen. Zehn Minuten mochte ich so gesessen haben, als ich plötzlich einen kräftigen Ruck an der Angel verspürte —“

Alle Augen sahen ihn an, alle Augen waren voll Spannung. „Und was fingest du?“

„Den Hecht!“

„Den Grundhecht?“

„Jawohl, den alten Grundhecht!“  
„Hm—hm!“ Stimmen des Zweifels erhoben sich. Doch Pettersson ließ sich nicht beirren.

Ein gewaltiges Bies“, prähte er und zeigte mit den Händen. „Wohl über einen halben Meter lang und dreieißig Pfund schwer. Fragt nur den alten Fortaufseher Olsson, der war dabei.“  
„Und du holtest ihn allein ein und wogst ihn selbst ab?“

„Ja. Doch leider erwachte ich darüber aus dem Nickerchen, in das ich verfallen war —“

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Doch dann erhob sich ein wilder Tumult. Die Männer umgingen den spottlustigen Kameraden, und es würde ihm gewiß schlecht ergangen sein, wenn er nicht rasch eine Lage Bier versprochen hätte.

Kaum hatte sich der Lärm gelegt, da erschien Lehrer Lundberg auf der Bildfläche.

„Herschaffen!“ rief er. „Ich werde berühmte, ich komme in die Zeitung —“  
„Wieso? Was ist denn los? Was ist geschehen?“

„Ich habe den alten Hecht gekriegt!“

„Wie groß ist denn der Hecht?“  
„An die schzehn Kilo wiegt er wohl und mißt beinahe einen Meter. Fragt nur den alten Fortaufseher Olsson, der war dabei.“  
„Kennen wir, kennen wir!“ erschalle es im Chor. Doch Lundberg spielte weiterhin den Harmlosen. „Ach so, Pettersson hat euch bereits alles erzählt. Da hätte er doch warten können!“  
Die Gemüter beruhigten sich wieder. Sie zweifelten. „Der Hecht wog also schzehn Kilo?“  
„Gewiß, sofern ich es nämlich beurteilen kann. Denn ich wog ihn nicht nach.“

„Wie, du wogst ihn nicht nach?“

„Nein. Wie konnte ich es denn —?“

„Aber du sagtest doch, du hättest den Hecht gekriegt!“

„Ich den Hecht gekriegt? Sagte ich so? Verzeiht, da habe ich mich wohl leider versprochen. Ich

habe den Hecht zu sehen gekriegt, wollte ich sagen.“  
Bei dem Handgemenge, das nun entstand, hätte Lundberg wohl unter den freundschaftlichen Knüfeln, die ihm zugedacht waren, noch mehr Schaden erlitten als sein Vorgänger, wenn nicht die Aufmerksamkeit in diesem Augenblick auf etwas anderes gelenkt worden wäre. Ein kleiner dicker Mann kam schreiend und wie ein Verrückter sich gebärdend vom See herübergelaufen.  
Der kleine Dicke war Jönsson. Er hatte den Hecht wirklich gefangen und war außer sich vor Freude. „Petri heill!“ rief er. „Ich habe den Hecht gefangen — den alten Grundhecht! Brüder, das muß gefeiert werden!“

Drohendes Gelächter empfing ihn.

„So—so, auch du hast also den Hecht gefangen? Hah, den Trick kennen wir! Aber noch einmal lassen wir uns nicht an der Nase herumführen!“

„So glaubt mir doch, es ist wahr!“ beteuerte Jönsson. „Ich habe ihn selbst eingeholt. Ein stattlicher Bursche — er wiegt vierzig Pfund und hat über einen Meter Länge.“

„Kommt mit zu mir ins Hotel“, fuhr er fort, als er all die ungläubigen Miensäen sah. „Ich will ihn euch zeigen.“

„Nun gut, wir kommen mit. Doch wehe dir, wenn auch du uns angeschwindel hast!“

„Aber wie werde ich denn“, versicherte Jönsson. „Bitte schon, überzeugt euch nur. Er liegt auf dem Küchentisch, dort könnt ihr ihn euch ansehen und in die Hand nehmen. Ein Musterexemplar, sage ich euch.“

Letzteres sagte sich auch der Landstreicher, der zufällig des Weges kam. Ein Blick — und schon langte er mit beiden Armen durchs Küchenfenster, versteckte die kostbare Beute unter der Jacke und machte sich schleunigst aus dem Staube.

Die Männer hielten ihren Einzug. Jönsson ging voran und führte sie in die Küche.

„Ihr glaubt mir wohl noch immer nicht“, meinte er siegesbewußt. „Bitte schön, hier —“

Da brach er mitten in der Rede ab und startete mit offenem Munde die leere Tischplatte an. Die anderen aber erhoben ein wildes Kampfschrei und fielen augenblicklich über ihn her.

Er bat und beschwor sie und beteuerte seine Unschuld. Vergabens. Er wurde ergriffen und zum See hingereschleppt.

Die Exekution wurde augenblicklich vollzogen. Ein paarmal wurde er hin und her geschungen. „Eins — zwei — — drei — —“

Und dann plumpste es. Und dann plätscherte es, und der See hatte wieder einen Grundhecht.

(Aus dem Schwedischen von Werner Rietig)



„Da siehst du, wie lange ich den Hut schon trage . . .!“

“Guarda un po' se non è molto tempo ch' io porto ormai questo cappello . . .!“





„Hab' ich jetzt genug aufgelegt, Fanny?“ — „Ich mein' schon. Von Ihnen 'n Kuß, und so 'n Mann muß stundenlang unter die Brause!“

**Rossetto:** „Me ne sono messo adesso abbastanza, Fanny?.. — “Credo di sì. Con un vostro bacio un uomo deve stare ore ed ore sotto la doccia!..“

# DER LIEBESBRIEF IN DER TUNDRA

VON KARL SPRINGENSCHMID

Reißt einer mit beiden Händen die querverriegelte Brettertür auf und schreit hinein in den Bunker:

„Hö Schatz! Die zwölfte Kompanie hat dein Brief!“

Und — wum! — haut der Sturm die Tür wieder zu.

„Wöllr Brief?“ schreckt der Schatz! aus dem brunnlichen Schlaf auf und schüttelt seine Ohren aus — so schön hat er grad träumt! — und fährt mit allen zehn Fingern durch die Haar — oh, mit der Burgl war er mitten im Paradies!

Aber dann mit einemmal begreift er, was los ist. „Mei Brief?“ springt er dem andern nach. Aber den hat längst schon der Sturm verblasen.

„Die zwölfte Kompanie hat dein Brief!“, wiederholt der Schatz! jetzt langsam den Satz, als müß er sich Wort für Wort festnageln.

So ist es: Andere kriegen ihre Liebespost in den Bunker zugestellt, auf den Schlafplatz hin, nur er, der kleine Schatz!, ein wenig ungleich gewachsen, wie er ist, ein armes, fuchsgrünes Bauernknecht und Gebirgsjäger! Jetzt nebenbei, er muß um seinen Brief über die halbe Welt rennen; dann ihn haben sie von der zwölften Kompanie draußen am Fjord hinein in die Tundra versetzt, als könnt das Regiment ohne ihn, den Schatz!, den Krieg nicht gewinnen, und die Burgl, die liebe, daheim in Tirol, schreibt ihre Brief, ihre verliebten, allweil noch an die andere Feldpostnummer draußen am Meer.

Der Schatz! richtet sich zusammen. Er zieht den dicken, schafwollenen Schwitzer an. Dann tut er die Pelzwesten drüber, bindet sie vornüber zu, fest, und schließt in den Rock drein. Drüber zieht er den Mantel, den warmgefütterten, und hängt das weiße Schneehemd über. So stellt er sich, die Maschinepistolen fest in der Hand, vor den Oberjäger hin.

„Jäger Ignaz Schatz!, bittet sein Brief holen zu dürfen.“

„Den Brief? Wo?“ fragt der Oberjäger, eingewickelt im untern Teil in die Decken; denn er flickt grad seine Hosen, seine einzige.

„Bei der zwölften, halt!“

„Mensch“, fährt da der Oberjäger, die Schneiderscher in der Hand, hoch auf, „die zwölfte liegt ja draußen am Fjord! Dös ischt ja a ganze Weltreis- und der verfluchte Sturm dazu? Ja, spinnst du, Mensch! Dös alles wegen an Brief?“ Der Schatz! wartet still. So wie er jetzt angezogen ist, so dick, geht nicht viel durch. Da kann der Oberjäger fluchen, wie er will.

„Ja, himmelselten, an ganzen Tag rennen, bloß wegen an Brief?“ schreit der Oberjäger und probiert den Fleck auf die Hosen, „muß dös a besonderer Briefwechsel sein, a liabsmäßiger!“

Der Schatz! steht noch immer da und wartet, bis der Fleck auf dem Hosennoden sitzt.

Da schaut der Oberjäger wieder das traurige Mannsbild an. „Hascht alles?“ fragt er.

„Alles“, nickt der Schatz! schnell und greift an sich herum: Handgranaten, Seltenewege, Stahlhelm, Bergstocken, Munition, Maschinepistolen, alles was einer braucht, der in der Tundra einen Brief holen geht.

Jetzt schmeißt er die Brust nach vorn und schreit, den Kopf hoch auf: „Jäger Schatz! meldet sein Abgehen zum Postempfang.“ „Gimpl, verliabter“, schimpft der Oberjäger hinterdrein und gibt der Tür, der offenen, einen festen Tritt hinterdrein.

Eine ganze Wand voll Schnee baut der Sturm entgegen. Der Schatz! legt den Kopf schief in den Wind, setzt den Stecken ein und stapft dahin, der Richtung nach, die ihm die Stangen angeben.

Nur keine Stangen fehlen! Eine drüber — und schon steht einer, verlassen und einsam, mitten in der Tundra, und taut erst wieder auf zum jüngsten Gericht.

Bergauf, bergab gehen die Stangen. Tiefer wird der Schnee, mit Händen und Füßen rudert der Schatz! durch die Wächten, die der Sturm bei der Felswand angeblasen hat. Eine Sauerei, so ein Sturm.

Aber — „mein Brief!“ denkt er und drückt den Stahlhelm fester auf die Wollhauben, „mein Brief!“

„Vierundvierzig“, zählt er die Stangen. Die dritte Stunde ist er jetzt schon unterwegs.

Der Posten bei den Granatwerfen, eingewickelt in seinen Pelz, will den Feldruf haben, denn er glaubt nicht, daß bei so einem Sturm was anders kommt als ein Bolschewik.

Der Schatz! meldet, stapft zum Posten hin und sagt: „Burgl!“

„Ha?“ fragt der Posten aus seinem eisigen Bart.

„Der richtige Feldruf ischt: Burgl!“

„Urlaub?“

„Na, lei a Brief!“

Da schaut ihn der Posten an, ganz mitleidig hängen ihm die Eiszapfen nieder. „Tundrelapp“, sagt er und dreht sich um.

Weiter gräbt sich der Schatz! durch den Sturm, von einem Wegzeichen zum andern.

„Dreißendsechzig!“ Jetzt muß er bald in der Gegend sein, die bei den Jägern das Ringelspiel heißt, weil da immer etwas los ist und der Krieg rundum geht. Versteht sich, bei so einem Sturm schließt jeder durch die Front, wo er nur will.

Und richtig? Kaum bergt der Schatz! in die Schneegassen ein, da sieht er schon Gestalten, zwei, drei.

Verdammt noch einmal, die gefallen ihm gar nicht! Nieder duckt er sich in den Schnee, die Maschinepistolen im Anschlag. Sie sehen ihn nicht, Gott sei Lob und Dank. Gradwegs auf ihn rennen sie zu.

„Schatz!“, denkt er bei sich, „jetzt gilt’s!“

Näher kommen die Gestalten.

„Mein Brief!“ springt er auf und merkt grad noch, daß es Jäger sind, zwei von der leichten Batterie.

„Wo aus?“ fragen sie.

„Mein Brief holen“, schnaut der Schatz! und

stapft wieder weiter seinen Weg; Stang um Stang, „Dreundneunzig“, die Granatwerfer! Wenn sie Tee dem halberförenden Schatz! einen heißen Tee einschütten würden, käm er am End nicht mehr weiter.

Aber „mein Brief“, schreit er und hinaus tappt er in den Schneesturm! Und weiter die Stangen! Endlich, in der siebten Stunde sieht er, schief durch den jagenden Sturm, den Fjord.

„Mein Brief“, schnaut er noch und taumelt in den Bunker drein. Sie legen ihn auf die Pritschen hin. Sie ziehen ihn aus und reiben ihn ein mit Schnee.

„Hoß!“ schreit er, „hoß!“ und schaut rundum. Wie die Mander die fuchsroten Haar sehen, unter der Wollhauben, schreit einer: „Dös wird der Schatz!“

„Wahrhaft, der Schatz!“ staunen alle den Adam an. Aber — „Mein Brief“, sagt er trotzig, sonst nichts.

Der Feldwebel hebt zu suchen an, erst bei den Handgranaten hinten, dann bei der Leuchtpummlition. Endlich findet er ihn hinter den Konservierkasten.

Der Schatz!, nackt wie im Paradies, springt aus der Schneeschüssel auf und nimmt den Brief mit beiden Händen.

„Burgele, liabs!“ haucht er, wie er den Umschlag sieht. Wie fein der Namen geschrieben ist, das Ignaz so schön und schöner noch das Schatz!.

Der Feldwebel leuchtet mit der Kerzen an dem Mannsbild auf und nieder. So einen verliebten Adam hat noch keiner nicht gesehen, in ganz Lappland nicht.

Oh, ni lesen jetzt!

So eine Freud muß der Soldat sich sparen. Den Brief in der Hand, dreht sie ihn in die Decken ein. Dann schlaf er zwölft Stund.

Am übernächsten Tag wie der Schatz! wieder vor dem Oberjäger steht, meldet er kurz, als wär es die einfachste Sache der Welt:

„Jäger Schatz! vom Postempfang zurück!“

Hö, da schaut aber die ganze Feldwacht! Dann kriecht der Schatz! hinauf auf seine Liegerstatt, tropft sich sein Wachskerz an das Sims und hebt den Brief an zu lesen.

Der Oberjäger und alle stehen dort und warten. Dreimal liest der Schatz! seinen Brief.

„Dös mueß a Brief sein“, meint einer, „den sollten mir aach z’ lesen kriehn!“

„Her den Brief!“ schreit der Oberjäger.

Da wird der kleine Schatz! rot über und über, zögert eine Weile noch, dann langt er ihm den Brief hin. Die ganze Feldwacht sitzt da und loost, wie der Oberjäger zu lesen anhebt:

„Lieber Ignaz! Nun muß ich Dir schreiben, indem die Glückin doch zu kalbren gekommen ist, auf was wir schon so lang gewartet haben. Weißt wohl, wie Du sie im Urlaub selber zum Siter gebracht hast. Das war eine schöne Zeit noch. Der Bauer hat gemeint, daß es ein Kukkalb wird, weil ihm das gelegener war. Ist aber kein Kukkalb geworden, wie es gekommen ist, sondern ein Siterkalb. Ist es auch recht, hat der Bauer gesagt, man muß es heutigentags nehmen, weil’s kommt.

Jetzt will er das Siterkalb doch zum Fleisch bringen. Was segst denn Du dazu, wo Du doch weißt, daß der Bauer viel auf Dich gibt und wir miteinander versprochen sind. Wenn Du glaubst, daß wir das Siterkalb, „Siterkalb, Kukkalb!“ fluch der Oberjäger, und für das rennt so einer die halbe Tundra aus!“

„Grad für das!“ nickt der Schatz! ernst, nimmt den Brief und schließt wieder hinter die Pritschen, „grad für das!“



(Tonl. Bicht im Felde)





## MEERFAHRT DER SEELE

Von Herbert Fritsche

Kommt die Wolkenflut der Regenwochen  
Crau und rauschend übers Land gekrochen,  
Das noch einmal leuchten wollte wie die Herbstzeitlosenblüte,  
Werden alle Farben fortgewaschen:  
Nasser Netze endlos enge Maschen  
Sinken nieder und verwandeln unser Zimmer zur Kajüte,

Die uns mahnt, uns früh zu Bett zu legen,  
Wenn die Winde um die Giebel fegen,  
Als verfinde sich ihr Heulen in dem Takelwerk der Masten –  
Und indem wir solcher Weise lauschen,  
Hören wir zugleich die Wasser rauschen:  
Dunkle Wogen, die seit ferner Schöpfungsfrühen niemals rasten.

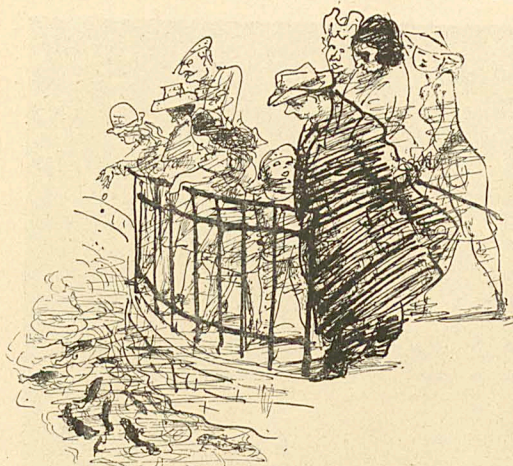
Ausgesetzt auf hohem Meere schaukeln,  
Während Albatrose uns umgaukeln,  
Wir mit unserm Zimmer durch die uferlose Nacht der Fluten.  
Unbeirrt von jenen Finsternissen  
Schmiegen wir uns lesend in die Kissen  
Und entfachen alte Träume, die am Seelengrunde ruhten.

Bücher, die wir fast vergessen haben,  
Atmen, endlich wieder ausgegraben,  
Ihren Duft des Abenteuers uns ins Herz wie vor Jahrzehnten.  
Fremde Küsten steigen aus der Brandung,  
Und wir wagen die erträumte Landung  
An den Strand, nach dessen Palmen wir uns schon als Knaben sehnten.

Unterdessen raunt und rauscht der Regen  
Monoton der Mitternacht entgegen,  
Traumumstungen taumelt unser Schiff im Wellengang der Stunden,  
Wale blasen ihren Dampf durchs Fenster,  
Geisterbarken, fahle Meergespenster  
Tauchen auf und sind alsbald ins Nebelreich zurückgeschwunden.

Da auf einmal ist das Schiff im Sinken.  
Sollen wir uns wehren, zu ertrinken?  
Tief vertraut umrauscht uns Todessehnsucht mit des Regens Stimme.  
Heim zum Muttergrunde fährt das Leben.  
Schwarze Möwen, die im Nachtwind schweben,  
Spähen auf die Flut, ob irgendwo ein letzter Splitter schwimme...





„Sag' mal, Opa, warum atmen die Fische durch Kiemen!“  
 „Is doch klar, weil se mit den Dingen sonst nicht machen können!“

„Dimmi, nonno, perché i pesci respirano con le branchie?“  
 „È evidente, perchè non possono far altro con tali annessi.“

## DER FAKIR

VON KURT GROOS

Ich war damals mit dem rotnasigen Sarghändler Pellbohm befreundet und traf mich mit ihm des öfteren morgens in seinem Privatkontor. Eines Tages, der großen Hitze wegen, saßen wir gerade bei einem Schwedenpunsch, kam ein etwas eigenartiger Herr in das Kontor. Er verlangte einen Sarg nach Maß mit einer Scheintod-Ausstiegsklappe zur Selbstbedienung und einer kleinen Haubar innen. Pellbohm rief den Chefkonstrukteur, der die Wünsche des eigenartigen Herrn notierte und dann den Preisanschlag machte, einmal die Ausstiegsklappe mit Handbedienung, einmal mit Akku. Der Herr bestellte die Ausführung mit Akku, und da es ein gutes Geschäft war, luden wir ihn zum Schwedenpunsch ein. Der Herr, ein gewisser Defersens, verstand angenehm zu plaudern und kam auch bald auf den Grund seiner Bestellung zu sprechen. Er ließ sich berufsmäßig eintragen, und zwar war er Fakir im Tiwoli. Die von der Konkurrenz gelieferten Särge hatten verschiedene „Geklemmt und ließen auch

in der Inneneinrichtung zu wünschen übrig. Defersens lud uns ein, ihn in acht Tagen im Tiwoli zu besuchen.

Am nächsten Tag erfuhren wir durch große Zeitungsanzeigen, daß der Fakir Defersens sich abends einzusargen beabsichtigte, um den acht Tage unter dauernder Kontrolle des Publikums ohne Luft und Nahrung in seinem Sarg auszuharren. Der Sarg wurde vor dem großen Musikpavillon des Tiwoli in einem hermetisch abgeschlossenen Glasbehälter zur Schau gestellt. Das war natürlich eine Sensation für die ganze Stadt.

Am achten Tag sollte Defersens Auferstehung sein, alles war auf den Beinen, selbstverständlich waren auch Pellbohm und ich zur Stelle. Um Mitternacht, der Stunde der Auferstehung, drückten die Neugierigen fast die Wände des riesigen Glasstücks ein, in dem der Sarg stand. Die Kapella intonierte einen flotten Marsch, der plötzlich aussetzte; ein unheimlicher Gong ertönte — aber der Sarg öffnete sich leider nicht. Pellbohm lief rot an, auch ich wurde unruhig. Klemmte der Sarg? Aber da war doch die Akku-Ausstiegsklappe! Deshalb bedachte Defersens sie nicht? Versteufelte Sache! Die Volksmasse murte, einige verlangten das Eintrittsgeld zurück, andere riefen nach der Polizei. Die Kapelle versuchte krampfhaft, die Auferstehung durch Musik zu forcieren, sie spielte jetzt flotte Weisen aus der „Lustigen Witwe“, aber auch das half nichts; Defersens rührte sich nicht, der Sarg blieb stumm und unbeweglich wie ein Sarg.

Die Angelegenheit wurde unheimlich und peinlich, vor allem stand auch der gute Ruf des Hauses Pellbohm auf dem Spiel — Pellbohm mußte eingreifen, das war mir klar. Auch mein Freund sah

das ein; er handelte. Er schnitt mit seinem hasefußgroßen Diamanten, den er am kleinen Finger trug, ein Loch in die dicke Glaswand und stieg in den Behälter. Das Publikum hielt den Atem an, die Musik spielte ganz leise. Pellbohm näherte sich dem Sarg, drückte ein Astloch ein und rief dem Fakir etwas zu, das ich nicht verstand. Dann sah ich, wie Pellbohm direkt erleichtert aufatmete, in seine Hosentasche griff und einen kleinen Gegenstand herauszog; im gleichen Augenblick schmeckte die Ausstiegsklappe hoch und Defersens Hand kam wie eine Geisteshand zum Vorschein. Pellbohm reichte der Hand den kleinen Gegenstand, den ich nicht erkannte, und die Luke schloß sich wieder. Jetzt schwing die Musik ganz, auch das Publikum atmete nicht mehr. Pellbohm, dieser gerissene Geschäftsmann, trat vor das Loch in der Glaswand und hielt eine kleine Rede. „Meine verehrten Damen und Herren“, rief er, „es ist Ihnen hinlänglich bekannt, daß unser lieber Fakir Defersens mit dem Lebendigensargen von acht Tagen den Weltrekord hält. Die nächstbeste Leistung liegt bei fünfeinhalb Tagen. Defersens will nun den eigenen Rekord brechen — er wird noch weitere acht Tage ohne Luft und Nahrung ausharren; wir stehen vor dem großen Rätsel und Wunder aller Zeiten! Wenn nun auch in erster Linie ein gewaltiges Phänomen an Willenskraft diesen uns Doppelte gesteigerten Weltrekord in unserer stolzen Stadt aufstellt, so darf ich mir in aller Bescheidenheit wohl schmeicheln, daß auch der von meiner Firma gelieferte Sarg wieder einmal den Werbeslogan meines Hauses „In Pellbohms Särgen ruht man gern!“ erhärtet hat!“

Das zufriedene murrende Publikum zerstreute sich, und auch Pellbohm und ich machten uns auf den Heimweg.

„Das hätte eine verdammte Schweineerei werden können, wenn ich nicht mein Taschenmesser zur Hand gehabt hätte“, sagte Pellbohm. Ich verstand ihn nicht. „Du meinst doch“, erklärte mein Freund, „daß er sich eine Haubar einbauen ließ, als er die Hälfte der Flaschen geleert hatte, brach sein Korkzieher ab, und durch das Astloch hörte ich, daß er randalieren wollte und sich konstant weigerte, den Sarg vor dem Leeren der restlichen 16 Flaschen zu verlassen — da reichte ich ihm mein Messer mit dem Korkzieher und rettete dadurch die ganze Situation!“

„Donnerwetter“, sagte ich, „er ist ein guter Fakir!“ „Das ja“, gab der rotnasige Pellbohm zu, „aber ein schlechter Trinker; denn mit den 16 Flaschen hätte er bestimmt in fünf Tagen fertig sein können!“

### Bekennnis eines Kriechers

„Freunde, ich bin eine Hundeseele. Den ich angeklafft habe, den Mann, dem ich müde wollte an Wade und Kehle, weil ich ihn einmal nicht riechen kann,

habe ich, als er mir einen Bissen zumarf und freundlich die Faust, mit unbeschwertem Hundegewissen beliebigeß und schwanzwedelnd umsaust.

Als er mir später aufs Pfötchen getreten, hab ich gepötselt wie ein rostiges Rad; — doch habe ich schönzelnend Verzeihung erbeten, da ich im Weg war, als er mich trat.

Ich kuscheln und lege gehorsamst mich nieder, wenn er, mein Gebieter, es so bestimmt. Auf alle Menschen, die ihm zürnen, bin ich neuerdings gleichfalls ergrimm.

Seit er mich füttert, der einst Verhaßte, bin ich Freund ihm, der ihn unspringt — — Der kann mich selbst schlagen, wie es ihm paßt, der ab und zu einen Knochen mir bringt!“

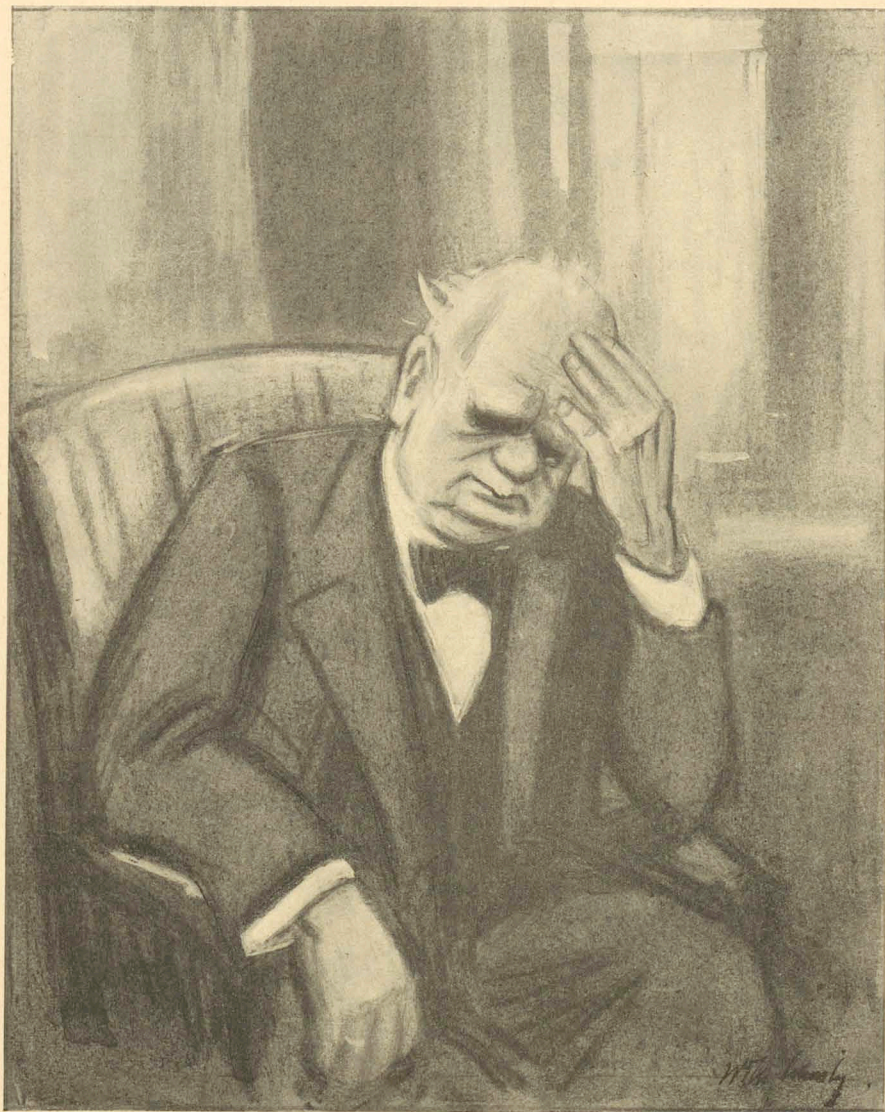
WILLY PAETSCH

### Gefährliche Symbiose

Als Sent M'Ahesa, die stillstrenge ägyptische Tänzerin aus dem Baitikum, sich von der Tanzbühne zurückziehen begann, eröffnete sie in Wortswende bei Bremen eine Kükenzucht. Sie sei sehr glücklich damit, sagte sie. Nicht lange danach begegnete sie mir in Bremen auf der Straße; sie sah sehr frisch und sehr städtisch aus. „Hallo!“ sagte ich. „Was macht Ihre Kükennfarm?“ „Habe ich aufgegeben“, versetzte sie heiter. „Man wird den Tieren zu ähnlich.“

Karl Lebs





„Ich finde, daß man auf den Italienischen Weinen einen fürchterlichen Katzenjammer bekommt!“

Dopo l'abbrezza della vittoria: "Trovo che col vino Italiano si può prendere una terribile sbornia!,"



„Du machst dir immer solche Umstände für die paar Minuten, die ich mit Anstand bei dir sein kann!“ — „Für die Minuten mache ich ja keine Umstände!“

**La visita:** „Fai sempre tante cerimonie per quei pochi minuti ch'io posso passare contegnosamente presso di te!„ — „Ma per questi minuti io non faccio pol cerimonie di sorta!„



# DAS TRAUM-MIKROPHON

VON ERIK STOCKMARR

Frau Aspasia Tippemann hatte die übliche Gewohnheit im Schlaf zu reden. Das war sehr unangenehm für ihren Mann, denn durch ihre nächtlichen Plaudereien erwachte er und konnte dann nicht wieder einschlafen. Die Träume, die Frau Tippemann hatte, müssen sehr amüsant gewesen sein, denn oft lachte sie laut im Schlaf. Das ärgerte Dr. Tippemann, weil er sich nicht mit darüber amüsieren konnte. Ab und zu versuchte er mitzulaschen, um die Zeit zu vertreiben, aber Spaß machte es ihm gar nicht.

Eines Nachts nahm die Sache aber eine ernste Wendung, und es war Schluß mit dem nächtlichen Haha. Plötzlich hörte Tippemann seine Frau einen Namen nennen, den Namen eines ihm unbekanntes Mannes.

„Oh Peterchen“, flüsterte sie und seufzte tief, „mein süßes Schneckerle“.

Was ist denn das? dachte Dr. Tippemann und guckte erstaunt seine Frau an. Er war aber eine sehr ruhige und nüchterne Natur, überreife nie etwas und kam daher nach einigem Überlegen zu dem Resultat, daß dieser Peterchen gar nicht ein Mann war, sondern ein Hund oder ein Papagei. Daß Aspasia ihn wirklich betrügen könnte, war unmöglich!

Die nächste Nacht aber brachte die Aufklärung, denn seine Frau drückte sich ein bißchen deutlicher aus. Eine Stunde wußte Frau Aspasia geschlafen, während Dr. Tippemann still lag und lauschte, als sie plötzlich einen tiefen, zwei Meter langen sehnstvollen Seufzer ausstieß und dazu noch ein paar Worte hinatmete:

„Peterchen, gib mir einen Kuß. Süßer kleiner Schneckerle!“

Dann lächelte sie geheimnisvoll und fügte hinzu: „Was glaubst du wohl, was Lilly sagen würde, wenn sie von uns wüßte?“

Für Dr. Tippemann war es jetzt klar, daß es sich hier nicht um einen Hund oder einen Papagei, sondern um einen Mann handelte, denn einen

Hund tituliert man doch nicht als „kleinen süßen Schneckerle“. Einen Papagei ebensovienig. Man fragt auch nicht einen Hund, was Lilly wohl sagen würde, wenn sie etwas davon wüßte. Einen Papagei auch nicht. Wie schon gesagt, Dr. Tippemann war ein Mann, der sich nie überläßt, und er sah sofort ein, daß es keinen Zweck hätte, wenn er jetzt seiner Frau eine Kristallvase an den Kopf knallte. Ganz abgesehen von dem hohen Preis für Kristallvasen heutzutage wußte dies eine schlechte Methode, denn Frauen verstehen es immer, „Erklärungen“ zu erfinden. Vielleicht wollte sie ihre Worte sogar bestreiten und sagen, daß er geträumt hätte? Nein! man muß ganz anders schlau sein. Zum Glück fand Dr. Tippemann schnell einen raffinierten Ausweg. Er lächelte listig. Ja, schlau war er, schlauer als alle Frauen und Fische in der Welt zusammen. Das war wirklich eine großartige Idee. Vor einiger Zeit hatte er in einer Zeitung gelesen, daß ein genialer Apparat erfunden war — das sogenannte Traum-Mikrophon. Das war ein kleiner ganz lautos arbeitender Kerl, den man unterm Bett anbrachte, und dort lag er und lauschte die ganze Nacht. Das Mikrophon war mit einem Grammophon-Aufnahmeapparat verbunden, der auch ganz lautlos arbeitete, und alles was man im Schlaf sagte, wurde dann auf einer Platte aufgenommen. Die Platte legte man nachher in seinen Grammophon, und damit war die Sache in Ordnung: jedes Wort das gesagt, oder gar geflüstert wurde, klang dann in den Äther hinaus!

Dr. Tippemann kaufte sich also am nächsten Tag ein Traum-Mikrophon, um auf diese Weise seine eigenen dramatischen Coups seiner Frau mit der Wahrheit Auge in Auge gegenüberzustellen. Wenn sie ihre eigenen Worte hörte, würde sie zusammenklappen und ihn um Verzeihung bitten. So müssen Frauen behandelt werden! Fest und hart! Nachher wollte er denn Aspasia ruhig ansehen, wenn sie ihn, auf den Knien liegend, um Gnade anflehte, und sich dann die Sache überlegen. Und darauf natürlich Peterchen den Hals umdrehen. Dr. Tippemann installierte das Traum-Mikrophon unterm Bett, wo es mucksmäuschenstill lag, um jedes Wort in der nächtlichen Stille aufzuschnappen.

Frau Tippemann schlief schnell ein, während ihr Mann ganz still im Bett lag und aufmerksam lauschte. Alles verlief programmäßig. Nach einer Weile begann seine Frau über ihren geliebten kleinen süßen Schneckerlepetterchenmann zu reden. Dr. Tippemann freute sich riesig über seine raffinierte List. Wie dumm waren die Frauen doch! Lange lag er wach und lauschte, dann schlief er endlich ein. Erst als die Morgensonne ins Zimmer hereindrangte, wachte er auf.

Den nächsten Tag ging Dr. Tippemann wie gewöhnlich in sein Büro, nachdem er die Grammophonplatte zuerst in seinem Schrank versteckt hatte. Erst am Abend wollte er seinen genialen Schlag führen. Als er in seinem Büro nach Hause kam, setzte er sich, wie gewöhnlich nach dem Mittagessen, in den großen Lehnstuhl im Wohnzimmer. Frau Tippemann setzte sich auf die Couch und zündete eine Zigarette an. Dr. Tippemann erhob sich nun und nahm die Grammophonplatte aus dem Schrank.

„Eine wunderbare Platte habe ich heute gekauft“, sagte er lächelnd. „Willst du sie hören?“

„Aber natürlich. Wie heißt sie?“

„Ich liebe dich, Peterchen!“

Er legte vorsichtig die Platte auf die Grammophonplatte und setzte sich behaglich zurecht. Zuerst war nichts anders zu hören als ein einträglicher Laut, die schöne, friedliche Stille der

Nacht. Dann plötzlich ertönte die verlebte Stimme von Frau Tippemann. Ein tiefer Seufzer — dann flüsterte sie:

„Gib mir einen Kuß, Peterchen. Mein Herz brennt vor Sehnsucht, kleiner süßer Schneckerle!“

Dr. Tippemann saß ganz still und lauschte, ebenso wie seine Frau, die ein bißchen blaß aussah. Er lächelte teuflisch. Dann hörte man das tiefe Schnarchen des Herrn Tippemann, und darauf wieder den einträglichen Laut, die schöne, friedliche Stille der Nacht. Jetzt geschah aber etwas Unerwartetes. Plötzlich erklang die Stimme von Dr. Tippemann aus dem Grammophon:

„Oh, Fräulein Mary, wie sind Sie doch entzückend! Ich liebe Sie, ich könnte für Sie sterben.“

Dann ein tiefer Seufzer aus Dr. Tippemanns Brust, und dann noch einmal seine verlebte Stimme:

„Oh, Fräulein Petra. Sie sind so schön wie eine Rose im August. Ich liebe Sie...“

Wie eine Gazelle sprang Dr. Tippemann auf, um die Unterhaltung abbrechen. Gott im Himmel, er hatte selbst im Schlaf geredet! Gerade bevor er die Platte wegschnappte, hörte man die Worte:

„Oh, Fräulein Inge, lassen Sie mich Ihren Kuß von Ihren Lippen pflücken! Ich könnte für Sie sterben!“

Dann war es Schluß mit der Grammophonunterhaltung.

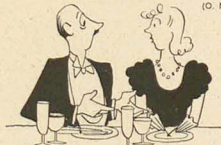
„Hm“, sagte Dr. Tippemann, „das ist eine ganz amüsante Platte, nicht wahr?“

Dr. Tippemann erwiderte seine Frau und zerschmetterte die kostbare Kristallvase am armen Kopf ihres Mannes.

(Übersetzung aus dem Dänischen von E. S.)

## LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



In einer Gesellschaft, der auch Bobby beiwohnte, äußerte jemand:

„Das Geheimnis eines langen Lebens besteht darin, täglich etwas Knoblauch zu essen!“

Worauf Bobby meinte:

„Ja, aber wie macht man es nur, daß die anderen das Geheimnis nicht erfahren!“ F. H.

\*

Auch Pimpfe sind Jungen und manchmal zu Jungentreichen aufgeleitet. Vor kurzem gingen einige vom Schulungsabend durch unsere Siedlung nach Hause und drückten so im Vorbeigehen auf die elektrischen Klingeln an den Gartentüren. Sie erinnern sich doch noch dieses Scherzes aus ihrer Jugendzeit? Das ist immer so ulkig, wenn die Leute die Köpfe aus den Fenstern stecken und in die Dunkelheit fragen: Diesmal gab's eine Panne. Ein Siedler war linker, erwischte den letzten Pimpf und gab ihm rabiat und humorlos eine Ohrfeige. Der Junge war maßlos erstaut und brachte erst nach gerumer Zeit die Worte heraus: „Ouh, g'schlong! In Uniform! Des wenn ich meld!“ G. M.

## PEITSCHENKNALLEN

Von Peter Scher

Ein Stock mit einer Schnur daran wird über Pferd und Ochs geschwungen und auf dem Letzteren steht ein Mann der selig lächelt, daß es ihm gelingen und stolz ist, daß ein Echo knattert noch lauter als der Wagen rattert.

Ein großer Knabe, fühlt der Mann, daß er es wie ein Künstler kann, der Geige meistert oder Flügel: in einer Hand hält er die Zügel und mit der andern musiziert er: in unserm Dorf ist einer Vierter: und ist schon darum leicht geblät: man möchte wissen, was er tät, wär er der Zweite oder Erste.

Der Wagen schwankt mit Korn und Geiste, bisweisen trägt er wohl auch Holz und wie gesagt: Musik und Stolz.



„Geh mach dei Fensterl auf, ich wart' schon so lang drauf,  
ein einzigs Wörterl sprich doch nur, dann laß ich wieder dir dei Ruh!“

**Corteggiamento sotto la finestrella del Cremlino:** „Evvia, apri la finestrella; aspetto già da tanto tempo! Dimmi una parolina soltanto e poi ti lascio di nuovo in pace!“